

Walter-Bärsch-Weg, *Groß Borstel (2000): Walter Bärsch (26.10.1914 Weinböhla - 7.1.1996 Hamburg), Schulleiter an der Schule für „Verhaltensgestörte“, Leiter des schulpsychologischen Dienstes, Oberschulrat, Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes.*

Im September 2020 berief die Behörde für Kultur und Medien eine Kommission aus acht Expertinnen und Experten, die Entscheidungskriterien für den Umgang mit NS-belasteten Straßennamen in Hamburg entwickeln und Empfehlungen zu möglichen Umbenennungen aussprechen sollte.

Zum Walter-Bärsch-Weg gab die Kommission im März 2022 die Empfehlung: Umbenennung mit folgender Begründung: „Bärsch war seit 1933 in der SS und seit 1934 in der NSDAP. Bärsch verheimlichte und bestritt bis zu seinem Tod seine NS-Aktivitäten und machte bewusst Falschangaben zu seinem Lebenslauf. Eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit seinem Handeln fand nicht statt. Eine Umbenennung ist geboten.“

<https://www.hamburg.de/contentblob/15965308/8ee2e6d28dbd23e8df84bf75ceabda98/data/empfehlungen-kommission-ns-belastete-strassennamen.pdf>

Im Band 2 seines Buches „Täterprofile“, herausgegeben im Jahre 2017, hat Dr. Hans-Peter de Lorent das Profil von Walter Bärsch veröffentlicht. Hans-Peter de Lorent schreibt: „Von der bitteren Erkenntnis, dass auch die Nachgeborenen nicht frei sind von konkreten Erfahrungen, Berührungen mit Menschen der vorangegangenen Generation, die sie mit ihrem Bild von der Täter-Generation gar nicht in Übereinstimmung bringen können.

Als wir 1985 und 1986 die beiden Bände ‚Hamburg: Schule unterm Hakenkreuz‘ und ‚Die Fahne hoch‘. Schulpolitik und Schulalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz¹ herausgaben, war diese ‚historische Pioniertat‘ 40 Jahre nach Ende des Krieges und der Naziherrschaft aus meiner Sicht nur möglich, weil sich die Nachgeborenen, die nicht verstrickt waren in die NS-Zeit, an dieses Werk machten. Dabei stimmte dies nicht ganz. Für den ersten Band, in dem der Fokus insbesondere auf diejenigen Pädagoginnen und Pädagogen gelegt werden sollte, die sich aktiv, zum Teil in der Illegalität, gegen die Nationalsozialisten im Hamburger Schulwesen gewehrt hatten, oder zumindest keine Mitläufer bzw. Rädchen im Getriebe waren, bezogen wir einige noch lebende Zeitzeugen ein, die Auskunft gaben und selbst Beiträge schrieben.² Aber diese Personen gehörten nicht zur Seite der Täter und waren für uns legitimiert durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen, um zu helfen, denen ein kleines Denkmal zu setzen, die sich in der NS-Zeit nicht angepasst hatten und die demokratischen und reformpädagogischen Ansprüche und Traditionen der Hamburger Lehrerschaft hoch hielten und somit in ihren Erinnerungen und Beiträgen durchaus subjektiv waren.

Dass auch die Nachgeborenen durch Kontakte, Gespräche und Erfahrungen mit ehemals nationalsozialistischen Aktivisten oder Opportunisten beeinflusst sein konnten, war mir an einigen Fällen deutlich geworden. So etwa, als ich 1989 feststellte, dass der ehemalige NS-Oberschulrat für die Volksschulen in Hamburg, Albert Mansfeld, der gleichzeitig zweiter Mann im NSLB-Hamburg gewesen war, noch lebte und ich ein Gespräch mit ihm zu führen beabsichtigte. Ursel Hochmuth, Mitherausgeberin unseres ersten Bandes, damals

Dokumentarin bei der dpa in Hamburg und Autorin vieler Bücher über den antifaschistischen Widerstand³, warnte mich vor diesem Gespräch. Sie sagte, dass durch die Empathie für einen vermutlich alten und gebrechlichen Mann der Blick für die Person, die er ein halbes Jahrhundert zuvor, von 1933 bis 1945 gewesen war, verblassen könnte. Das war nicht ganz unberechtigt, wie ich dann bei dem Gespräch am 14.8.1989 feststellte, als mir ein durch einen Schlaganfall sehr eingeschränkter 86-Jähriger gegenüber saß. Ich habe unmittelbar nach dem Gespräch, noch im Auto sitzend, ein Protokoll verfasst und die Aufzeichnungen später beim Schreiben der Biografie von Albert Mansfeld einbezogen.⁴ Mansfeld war ein zutiefst überzeugter Nationalsozialist gewesen, Träger des goldenen Parteiabzeichens mit einer Mitgliedsnummer unter 100000 (Nr. 96984). Was ihn nach 1945 von anderen der Tätergruppe unterschied, war, dass er sich nicht herauszureden bemühte, nach 1945 eine Maurerlehre begann, ohne mit Hilfe von Juristen zu versuchen, gleich wieder in den Schuldienst zu gelangen, ‚seine Schuld‘ und Mitverantwortung annahm, vielleicht aus Realismus, vielleicht aus Resignation. Das Gespräch selbst hatte mich nicht positiv für Albert Mansfeld eingenommen. Es irritierte mich seine Antwort auf meine Frage: ‚Wie war Ihr Verhältnis zu Fritz Köhne?‘ ‚Gut. Er war mit der Zeit einer von uns geworden‘, hatte er darauf gesagt.⁵ Das konnte ich relativieren, weil ich bei meinen Forschungen schon vieles über Fritz Köhne erfahren hatte.⁶

Ich selbst bin bis 1969 zur Schule gegangen und hatte dabei eine Reihe von Lehrern erlebt, über deren Biografie ich als Schüler überhaupt nichts wusste. Als ich im Laufe der Jahre bei meinen Recherchen im Hamburger Staatsarchiv immer wieder Listen mit abgelieferten Personalakten studierte, traf ich auf den Namen des ehemaligen Schulleiters des Alexander von Humboldt-Gymnasiums in Hamburg-Harburg, auf dem ich im Januar 1969 Abitur gemacht hatte. Ich hatte keine besondere Erwartung in Bezug auf seine Biografie und war eher erstaunt, als ich bei Durchsicht seiner Personalakte feststellte, dass bei ihm eine deutliche NS-Verstrickung bestand, die ihm große Schwierigkeiten bei der Entnazifizierung bereitet hatte. Ich habe dann versucht, in der Biografie die ich über ihn (Gerhard Schumacher) in diesem Band [gemeint ist Band 1 der „Täterprofile“] geschrieben habe, mich durch meine persönlichen Eindrücke, die nicht unbedingt positiv gewesen waren, nicht beeinflussen zu lassen. Auch die Nachgeborenen sind also nicht frei von konkreten Erfahrungen, Berührungen mit der Generation davor, die sie in ihrem Bild beeinflussen.

Eine persönlich schockierende Erfahrung habe ich gemacht, als ich mit dem Korrekturlesen des ersten Bandes der ‚Täterprofile‘ beschäftigt war. Die stellvertretende Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg, Rita Bake, fragte an, wie sie es häufig macht, wenn Straßen nach PädagogInnen benannt sind und deren Vergangenheit genauer beleuchtet werden soll, ob ich etwas über Walter Bärsch wisse, nach dem in Groß-Borstel im Jahre 2000 der Walter-Bärsch-Weg benannt worden war.

Ich war schon dabei zu antworten, dass ich Walter Bärsch natürlich kannte. Er war so etwas wie eine moralische Institution in der GEW gewesen, jahrelang Mitglied des Hauptvorstandes, später Leiter der Bundesschiedskommission. Ich bin ihm vielfach begegnet, teilweise mit ihm in den 1990er-Jahren zum Hauptvorstand der GEW nach Frankfurt geflogen und in der Taxe gefahren, hatte viele durchaus auch persönliche Gespräche mit ihm geführt.

Und als ich so spontan am Schreiben war, fiel mein Blick auf die mitgeschickte Anlage. Da stand über den nicht nur von mir so verehrten Walter Bärsch: ‚1933 SS-Mitglied, seit 1939

SS-Untersturmführer, 1934 NSDAP-Mitgliedschaft, Teilnahme an mehreren Reichsparteitagen, als Student Mitglied des NS-Studentenbundes'.⁷

In einer kurzen Biografie, die Bodo Schumann 2008 über Walter Bärsch geschrieben hatte und die ich daraufhin fand und las, stand, dass die NS-Aktivitäten von Walter Bärsch erst nach seinem Tod 1996 bekannt geworden sind und ,er diese zu Lebzeiten verheimlicht und ausdrücklich bestritten hatte'.⁸

Für mich war das mit der Person Walter Bärsch, die ich kannte, nicht in Einklang zu bringen. So war es notwendig, in den eigenen Erinnerungen zu graben und zu recherchieren.

Als Walter Bärsch im April 1983 in den Ruhestand trat, führte ich als Redaktionsleiter der Hamburger Lehrerzeitung zusammen mit Evelin Moews mit ihm ein Gespräch über Verhaltensauffälligkeiten von Schülern, Disziplinproblemen und die Arbeit an Sonderschulen. Walter Bärsch war als Professor am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg emeritiert worden und hatte einen glänzenden Ruf aufgrund seiner Kompetenz und seines unkonventionell scheinenden Umgangs mit schwierigen Schülern. Schon die von uns gewählte Überschrift, das Zitat von Walter Bärsch, ,Verhaltensgestörte sind solche, die sich in unnormalen Situationen normal verhalten'⁹, machte darauf aufmerksam, wie notwendig es für Lehrkräfte ist, sich intensiv mit als schwierig angesehenen Schülerinnen und Schülern auseinanderzusetzen. Walter Bärsch nahm immer erst einmal die Perspektive der Schüler ein und sah darauf, welchen Anteil die Lehrkräfte, das System und die Institution Schule an den Auffälligkeiten der Kinder hatten. Typisch für ihn waren Sätze wie: ,Auch die Schule ist zu einem Faktor geworden, der Kinder nicht nur fröhlich macht, sondern sie auch zusätzlich belastet.' Er forderte ein grundsätzliches Umdenken auch der Organisation von Unterricht: ,Es wird zum Beispiel auf den biologischen Arbeitsrhythmus in der Schule kaum Rücksicht genommen.' Oder: ,Viele Verhaltensstörungen werden von Lehrkräften dadurch provoziert, dass sie unfähig sind, die Dynamik einer Gruppe zu beeinflussen. Sie sind unfähig in dem Sinne, dass sie es versäumen, mit ihrer Gruppe Verhaltensnormen zu erarbeiten, und diese Verhaltensnormen auch miteinander einzuüben.'¹⁰

Und Walter Bärsch sagte auch: ,Die ,richtigen' Verhaltensgestörten, das sind die extrem Gehemmten, die Menschen, die überhaupt nicht wagen, sich der Welt gegenüber zu äußern, zu stellen, die Angst vor der Welt haben. Das sind aber in der Schule die eigentlich Braven, die man will, die nicht stören.'¹¹

Walter Bärsch war ein glänzender Kommunikator, er verblüffte häufig mit seinen Aussagen, provozierte und zwang seine Gesprächspartner zu Perspektivwechseln. Er war pointenreich und verfügte über einige plakative Anekdoten, die er gerne erzählte. So habe ich mehrfach gehört, wie er den Überdross, in der Hamburger Schulbehörde als Oberschulrat zu arbeiten, erklärte. Er hätte Zweifel gehabt an der Sinnhaftigkeit seines Tuns, daran, inwieweit die vielen schriftlichen Vorlagen und Vermerke, die er für die Behörden- und Amtsleitung zu fertigen hatte, tatsächlich wirksam waren oder auch nur gelesen wurden. Eines Tages, als er wieder etwas produzieren musste, ging er zu Hause an sein Bücherregal, holte willkürlich ein Buch heraus, schlug es mit abgewandtem Kopf auf, tippte auf eine Stelle und schrieb den Absatz wörtlich ab, setzte sein Leitzeichen darunter und gab dieses Schreiben als Vermerk in den dafür vorgesehenen Aktendeckeln auf den Dienstweg. Als er auch darauf keine Reaktion bekam, beschloss er, den Arbeitsplatz zu wechseln und an die Universität zu gehen. Diese Geschichte hat mich schwer beeindruckt, wenn sie mit meinen eigenen

Erfahrungen in der Hamburger Schulbehörde, freilich zu einer ganz anderen Zeit, nicht kompatibel war, eigentlich unvorstellbar.

Auch ein anderes biografisches Detail war sicherlich allen bekannt, die mit Walter Bärsch zu tun hatten. Er hatte eine Karriere vom Sonderschüler bis zum Professor für Sonderpädagogik absolviert und galt als ein Mann, der immer wusste, wovon er sprach. Darauf werde ich noch einmal zurückkommen.

Bekannt war somit nicht nur in Hamburg, dass Walter Bärsch Lehrer gewesen war, später stellvertretender Schulleiter und dann, 1963, Schulleiter für Verhaltensgestörte in der Hinrichsenstraße. 1967 berief die Hamburger Schulbehörde Walter Bärsch zum Leiter der Hamburger Schülerhilfe, drei Jahre später wechselte er als Oberschulrat für den Bereich Schulgestaltung in die Schulbehörde und 1977 erhielt er einen Ruf auf eine Professur am Institut der Behindertenpädagogik an der Universität Hamburg mit dem Schwerpunkt ‚Psychologische und soziologische Aspekte der Erziehung und Rehabilitation Behinderter‘, die er dann bis 1983 inne hatte.¹²

Walter Bärsch war immer auch ehrenamtlich aktiv, intensiv in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), für die er von 1966 bis 1980 dem Hauptvorstand angehörte. Danach wurde er in die Bundesschiedskommission gewählt und war als ‚moralische Institution‘, als die er von allen gesehen wurde, jahrelang deren Sprecher. Bodo Schumann wies darauf hin, dass Walter Bärsch darüberhinaus Mitglied der Enquetekommission zur Feststellung der Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland war, außerdem Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Suchtforschung und Suchttherapie. Seit den 1960er-Jahren gehörte er dem Kirchenkreis Alt-Hamburg an, später der Nordelbischen Kirche. 1981 wurde er zum Präsidenten des Deutschen Kinderschutzbundes gewählt, seit 1991 war er bis zu seinem Tode dessen Ehrenpräsident.¹³ Eine Menge Ehre für einen Mann, der von allen die ihn kannten, hoch geschätzt worden war.

Als Walter Bärsch am 12. November 1994 80 Jahre alt wurde, war ich Vorsitzender der GEW-Hamburg und organisierte mit anderen zusammen zu seinen Ehren ein Kolloquium, das in der Universität Hamburg stattfand. In meiner einleitenden Rede verwies ich auf die beiden Festschriften, die zu diesem Tag erschienen waren. In einer dieser Festschriften war er von der Professorin für Sonderpädagogik, Sieglind Ellger-Rüttgardt, zu seinen Lebenserinnerungen befragt worden.¹⁴ Ich sagte dazu: ‚Lieber Walter, mir haben viele Aussagen in Deinen Lebenserinnerungen gefallen. Natürlich die Feststellung, dass Du ‚nie Respekt vor Königsthronen‘ hattest, dann die Aussage, dass Du Dich immer als, wie Du sagst, mittelmäßigen Typ gesehen hast und das als Schlüssel dafür bezeichnest, mit Gelassenheit an Dinge heranzugehen, die anderen Stress bereiten. Da kann ich nur sagen: Von diesem Mittelmaß könnte die Republik noch manchen gebrauchen.‘ Und ich zitierte auch einen Satz von Walter Bärsch, den ich für die Erziehung so wichtig fand: ‚Das Kind ist keine Vorform, das Kind ist eine eigenständige Lebensform des gesamten menschlichen Lebenslaufes. Eine eigenständige Form, das muss man begreifen.‘¹⁵

In einem Bericht über das Kolloquium hatte Andreas Köpke geschrieben: ‚Wen galt es zu würdigen? Den bestechenden erziehungswissenschaftlichen Theoretiker, den sympathischen Hochschullehrer, den überzeugten Reformpädagogen, den leidenschaftlichen Kämpfer für die Partizipation von Jugendlichen und Kindern oder schlicht den aufgeschlossenen und stets besonnenen Menschen Walter Bärsch? Man entschied sich für den Menschen.‘¹⁶

Die GEW hatte zu diesem Geburtstag von Walter Bärsch auch eine Festschrift herausgegeben, unter dem Titel ‚Schule neu denken und gestalten. Schulreform in Hamburg – Beispiele aus der Praxis‘. Darin sollten an verschiedenen Beispielen die Bemühungen für eine Schulreform in Hamburg demonstriert werden.¹⁷

In dieser Festschrift schrieb der damalige GEW-Bundesvorsitzende, Dieter Wunder: ‚In den heftigen Auseinandersetzungen der 70er Jahre war es Walter Bärsch, der zwar eine klare Position einnahm, der aber immer auch Verständnis für die andere Seite fand und durch seine versöhnenden Worte Brücken des Dialogs schlug. Walter Bärsch habe ich bei vielen Gelegenheiten als überzeugende Persönlichkeit kennengelernt. Am stärksten in Erinnerung sind mir die Gespräche, die wir in Hamburg in der Vorbereitungsgruppe für die Gesamtschule Mümmelmannsberg führten. Er machte uns 1971 mit einer sozialpädagogischen Sicht von Schule vertraut, die alle außerordentlich beeindruckte. Die Gedanken, die wir in Gesprächen mit Walter Bärsch damals entwickelten, haben mich in meiner Arbeit als Schulleiter bestimmt und sind die Grundlage meiner pädagogischen Überzeugung als GEW-Vorsitzender geworden.‘¹⁸

Es wird deutlich, dass die oben erwähnte Mail von Rita Bake nach jahrelangen persönlichen Erfahrungen mit Walter Bärsch auf mich einen verstörenden Effekt haben musste. Sie war Anlass, selbst noch einmal intensiv zu recherchieren. Zuerst führte ich ein Gespräch mit Bodo Schümann¹⁹, der selbst für seine Biografie von Walter Bärsch schon Wesentliches über dessen NS-Aktivitäten herausgefunden und veröffentlicht hatte.²⁰

Ich wurde danach fündig im Hamburger Staatsarchiv, wo es eine Entnazifizierungsakte von Walter Bärsch gibt und im Bundesarchiv, wo nicht nur seine NSDAP-Mitgliedskartei sondern auch eine SS-Sippenakte vorhanden war. Alles zusammengenommen gab folgendes Bild, das anschließend mit eigenen Aussagen von Walter Bärsch konfrontiert werden soll. Die Diskrepanzen und Widersprüche sind so evident, dass man davon sprechen kann, dass Walter Bärsch eine eigene Legende seines Lebens aufgebaut hatte, die in wesentlichen Punkten nicht der Wirklichkeit entsprach.

Unstrittig ist, dass er am 26.10.1914 in Weinböhlä, bei Dresden, in Sachsen als Sohn des Drehers Felix Bärsch und seiner Ehefrau Anna geboren wurde. Er besuchte in Weinböhlä die Volksschule von 1921 bis 1929, die reformpädagogisch orientiert war, unterbrochen durch ein kurzzeitiges Abschieben auf eine Hilfsschule, als ein etwas beschränkter Lehrer nichts mit ihm anzufangen wusste. Walter Bärsch wurde nach der Volksschulzeit selbst initiativ, um in ein Aufbaugymnasium in Dresden übernommen zu werden, wo er dann 1935 die Reifeprüfung bestand.²¹

Nach dem Abitur studierte Walter Bärsch an der Hochschule für Lehrerbildung in Dresden von 1935 bis 1937 und legte am 21.6.1937 das erste Staatsexamen für das Lehramt an Volksschulen ab.²²

Danach arbeitete er vom 16.8.1937 bis zum 10.5.1938 an Volksschulen in Dresden, bevor er an die Hochschule für Lehrerbildung in Dresden abgeordnet wurde.²³ Nach eigenen Angaben in seiner Personalakte studierte er im Sommersemester 1938 bis zum Wintersemester 1939/40 an der kulturwissenschaftlichen Abteilung der technischen Hochschule Dresden.²⁴

Am 10.5.1940 wurde Walter Bärsch zur Kriegsmarine eingezogen, wo er im Laufe der Kriegsjahre zum Leutnant in der Funktion eines Batterieoffiziers befördert wurde. Für Walter Bärsch endete die Kriegsteilnahme am 15.8.1945.²⁵

Ein gravierender Dissens: Walter Bärsch gab an, er sei 1943 in Prag im Fach Psychologie promoviert worden und hatte dafür ‚eine Bescheinigung gemäß §93 des Gesetzes über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge vom 29.6.1977 vorgelegt‘, die seiner Personalakte beigelegt worden war. Er hatte nach Angaben der Universitätsverwaltung Hamburg ‚glaubhaft nachgewiesen, dass er im Besitz einer Promotionsurkunde der Universität Prag, ausgestellt im Jahre 1943, gewesen ist‘. Das Thema seiner Dissertation: ‚Das erzgebirgische Volkslied als Ausdruck des Stammescharakters‘.²⁶

Im Prinzip gibt es keinen Grund, daran zu zweifeln. Da aber eine Reihe anderer Angaben nachweislich nicht den Tatsachen entsprachen, ist auch hier Skepsis angebracht. Bodo Schümmer hatte genauer recherchiert und bei der Karls-Universität in Prag nachgefragt, die während des Krieges von den Deutschen besetzt worden war, aber völlig unzerstört blieb, ebenso das Verwaltungsarchiv. Bodo Schümmer erhielt vom Archiv der Universität in Prag auf seine Anfrage die Antwort: ‚Es tut mir leid, aber wir haben in den Dokumenten (Rigorosenhauptprotokoll, Doktorenmatrik) der ehemaligen Deutschen Universität in Prag keine Informationen über die Doktorprüfungen oder Promotion von Walter Bärsch zwischen 1940–1945 gefunden.‘²⁷

Was ist Wahrheit, was ist Legende?

Walter Bärsch hatte auch Zeit seines Lebens ‚verheimlicht oder ausdrücklich bestritten‘²⁸ Mitglied oder gar Aktivist in nationalsozialistischen Organisationen gewesen zu sein. Schümmer stellte dazu fest: ‚Bereits mit 18 Jahren war Walter Bärsch in den ‚Stahlhelm‘ eingetreten und im November 1932 in die Hitlerjugend. 1933 wurde er Mitglied der SS, in der er 1939 bis zum Untersturmführer aufstieg. Ab 1933 nahm er an Aufmärschen zu verschiedenen Reichsparteitagen teil. 1934 wurde er auch Mitglied der NSDAP und engagierte sich ab 1937 als Studenten- bzw. Altherrenführer im Nationalsozialistischen Studentenbund. 1939 wurde ihm von seinem SS-Gruppenführer bescheinigt, seine Einstellung zur nationalsozialistischen Weltanschauung sei ‚klar und eindeutig‘. Bereits anlässlich seiner ersten Heirat 1938 hatte er den Parteiorganen gegenüber seine Religionszugehörigkeit ‚mit gottgläubig‘ angegeben; 1942 trat er dann aus der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens aus. Seine Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Organen wurde erst nach seinem Tod bekannt.‘²⁹

Meine eigenen Recherchen bestätigen dies. Walter Bärsch war am 1.12.1934, noch als Schüler, Mitglied der NSDAP geworden (Mitgliedsnummer 2957298).³⁰ Und es gibt auch im Bundesarchiv eine SS-Sippenakte für Walter Bärsch und seine erste Ehefrau Ruth, geborene Winkler (Sippen-Nummer 112064). Darin hatte Walter Bärsch am 2.3.1939 beim Reichsführer-SS, Rasse- und Siedlungshauptamt um Übersendung der Vordrucke zu einem Verlobungs- und Heiratsgesuch nachgefragt. Walter Bärsch hatte dieses Gesuch eigenhändig unterschrieben, seinen SS-Dienstgrad und die Einheit angegeben, nämlich ‚SS-Scharführer mit der SS-Nummer 239820 in der SS-Einheit 6/46‘. Ruth Winkler, am 24.4.1919 geboren, ebenfalls NSDAP-Mitglied (Nr. 6958138) hatte auch die Hochschule für Lehrerbildung in Dresden besucht. Merkwürdig an diesem Gesuch war, dass beide schon seit dem 25.5.1938 verheiratet waren, was in der Akte handschriftlich vermerkt worden war: ‚Bereits ohne Genehmigung des Rasse- und Siedlungsamtes geheiratet.‘³¹

Die Eile war nachvollziehbar, denn 1939 wurde der gemeinsame Sohn Siegfried Walter Bärsch geboren.³² Ein Drama vollzog sich für Walter Bärsch offenbar während des

Bombardement Dresdens bei den Luftangriffen 1944/45, bei dem seine Frau Ruth getötet worden war.³³

Bevor ich mich genauer damit beschäftige, was Walter Bärsch selbst über die Zeit von 1939 bis 1945 gesagt hatte, soll kurz darauf gesehen werden, was er nach Ende des Krieges tat. Bodo Schumann schrieb: ‚Nach Kriegsende absolvierte Bärsch 1945 die zweite Staatsprüfung für das Lehramt an Volks- und Realschulen in Hamburg und war zunächst in der Privatwirtschaft tätig.³⁴ Als Angestellter war er beschäftigt bei der Werkhof-GmbH in der Brandstwiete in Hamburg. Erst 1949 bemühte sich Walter Bärsch um Einstellung in den Hamburger Schuldienst. Dafür musste er am 20.2.1949 einen Entnazifizierungsfragebogen ausfüllen. Ich vermute, dass er lange mit dem Eintritt in den öffentlichen Dienst gewartet hatte, bis er eine Strategie des Verschweigens seiner politischen Mitgliedschaften entwickelt hatte und das Klima der Entnazifizierung in Deutschland günstiger war. Walter Bärsch machte bewusst falsche Angaben. Die SS-Mitgliedschaft verschwieg er, zur NSDAP behauptete er, lediglich Anwärter gewesen zu sein, ohne Mitgliedsnummer, da er „ohne Antrag von der HJ 1934 überwiesen“ worden war. Und in der Rubrik HJ behauptete er, nur ein Jahr Hitlerjunge gewesen zu sein, vom 1.2. bis zum 31.12.1934. Tatsächlich war er im November 1932 Mitglied geworden.³⁵

Bei dieser minimalen Belastung, die Walter Bärsch angab, und seiner Kommunikationskunst, wundert es nicht, wenn der Entnazifizierungsausschuss zu dem Ergebnis kam: ‚Nach eingehender Aussprache mit Herrn Dr. Bärsch sieht sich der Beratende Ausschuss in der angenehmen Lage, keine politischen Bedenken gegen eine Beschäftigung des Petenten im Schuldienst zu haben.‘ Bärsch wurde in Kategorie V eingruppiert, als Entlasteter.³⁶

Walter Bärsch hatte sich für diesen Weg entschieden, den Weg des Verschweigens und der falschen Aussage. Damit gelang es ihm, wieder in den Schuldienst zu kommen und anschließend die schon beschriebene Karriere zu machen, bis hin zum Oberschulrat und Professor. Ob er das anders nicht erreicht hätte, ist schwer zu sagen. Es sind ganz andere Leute mit gravierender Belastung auf die Karriereleiter gesprungen. Und bei Walter Bärsch hätte, bei der gängigen Praxis, zumindest sein junges Alter einen entlastenden Grund dargestellt. Sicherlich wäre es schwerlich möglich, zu einer Legende zu werden, einer Person, die als moralische Instanz anerkannt war. Dafür wäre eine Vergangenheit als SS-Mann hinderlich gewesen.

Dass Walter Bärsch es später nicht schaffte, sich zu frühen Irrtümern zu bekennen, sondern sich genötigt fühlte, auch bei konkreten Fragen Legenden zu spinnen, belegt das Gespräch, dass er zu seinem 80. Geburtstag mit Sieglind Ellger-Rüttgardt führte, ‚Lebenserinnerungen‘ überschrieben. In weiten Passagen, insbesondere wenn es um Pädagogik geht, um Schulentwicklung und die Bedeutung von Lehrerinnen und Lehrer für die Weiterentwicklung von Kindern, ist dieses Gespräch sehr interessant und fruchtbar. In Kenntnis der tatsächlichen Hintergründe der Biografie Walter Bärsch in der Zeit von 1932 bis 1945 ist es allerdings bemerkenswert, wie Walter Bärsch die Tatsachen verbog, bzw. falsche Spuren legte. Das soll an ein paar Beispielen gezeigt werden.

Walter Bärsch berichtete über die einfachen und ärmlichen Verhältnisse in seinem Elternhaus. Sein Vater sei ein pflichtbewusster Mann gewesen, ein meisterhafter Sportler und Geräteturner, Gewerkschafter, aber ohne Parteizugehörigkeit, wie auch die Mutter. Dann sagte er: ‚Die Politik hat in meinem Leben, auch in meiner Kindheit, natürlich schon eine sehr große Rolle gespielt, und zwar über folgende Fakten: Ich hatte einen Onkel, der

war ein sehr engagierter Nationalsozialist. Er hatte die Funktion eines Reichsredners und war auch einmal Kreisleiter in Meißen und wurde dann später Bürgermeister in meinem Heimatort. Er war, das muß ich einfach so sagen, ein sehr beliebter, ein sehr leutseliger Mann. Und dann hatte ich einen anderen Onkel, der war nun auf der Gegenseite. Der andere Onkel war ein sehr ausgeprägter Kommunist. Ich würde sagen, wie man im Jargon so sagt, war ein Edelkommunist. Ich mochte ihn sehr, er war ein feiner Kerl, und ich habe ihm als Junge seinen Kommunismus privat nicht übelnehmen können, ganz im Gegenteil. Aber wenn die beiden dann bei Familienfestlichkeiten aneinander gerieten, dann war natürlich der Hausfrieden im Eimer. Und das hatten wir ständig.³⁷

Hier legte Walter Bärsch eine Spur für die weitere Befragung, sich durchzuschlängeln. Auf die Frage: „Aber sie mochten beide gerne?“ erzählte Walter Bärsch: ‚Ich mochte menschlich beide. Und die mochten sich beide auch, also sie waren wie Don Camillo und Pepone, so ähnlich sind die miteinander umgegangen. Das war für mich also ein gutes Lehrbeispiel, wie man auch miteinander umgehen kann, trotz unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Orientierung.³⁸ Später stellte Ellger-Rüttgardt fest: ‚Sie haben 1935 Abitur gemacht und anschließend vier Semester an der Hochschule für Lehrerbildung in Dresden studiert. Das war zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Wie war Ihre Einstellung zum Nationalsozialismus?‘ Bärsch antwortete: ‚Mich hat in der Jugend, in der ich nun mal war, das sogenannte idealistische Element der Botschaft der Nationalsozialisten angesprochen. Daß man sich für das Ganze einsetzen sollte und daß es wichtig ist, sich für das Wohl des Volkes einzusetzen. Das sind für mich Aussagen gewesen die bei mir angekommen sind. Ich bin als junger Mensch ein fast gnadenloser Idealist gewesen, und ich war manchmal richtig realitätblind.³⁹

Das war offenbar eine ehrliche und authentische Erinnerung. Hier wäre vielleicht eine Chance gewesen, die Konsequenzen zu beschreiben, die Walter Bärsch damals in die HJ, den Nationalsozialistischen Studentenbund und die NSDAP geführt hatten. Die nächste Frage machte aber einen Sprung: ‚Wurde dieser Glaube im Laufe der Jahre erschüttert?‘ Und da hatte Walter Bärsch Gelegenheit, das Feld zu wechseln: ‚Ja, ganz erheblich erschüttert. Er wurde ganz erheblich erschüttert, je mehr ich erstens erwachsen wurde und zweitens die konkreten Sachverhalte erfuhr. Die ganze Art und Weise, wie man die Judenfrage behandelte, hat mich richtig angewidert, und so eine Zeitung wie den ‚Stürmer‘ und die Karikaturen dazu, die hielt ich für so gemein und so menschenverachtend schändlich, daß mich das alles wirklich angewidert hat. Ich muß natürlich gestehen, daß bestimmte Argumentationsketten nicht ganz spurlos an mir vorbeigegangen sind, eben die, daß man gesagt hat, die Juden – und da hatte ich keine Überprüfungsöglichkeiten – haben alle zentralen Stellen in dieser Welt besetzt, das ist ihre Politik. Ich war da durchaus anfällig, das muß ich sagen. Ich habe es schon für möglich gehalten, daß die Juden die Machtpositionen in der Welt im wesentlichen besetzt haben.‘

Auf die Frage, ob er den Machtwechsel begrüßt hätte, antwortete er: ‚Ja, den haben wir damals nahezu alle begrüßt. Wer das Gegenteil behauptet, der lügt sich ganz schön was in die Tasche.‘ Und bei der folgenden Kardinalfrage: ‚Sind sie in die Partei eingetreten?‘ sagte Walter Bärsch: ‚Nein, ich bin nie Parteigenosse gewesen. Ich bin mal eine Zeit lang in der Hitler-Jugend gewesen, das hatte aber eine sehr unbedeutende Funktion. Ich war Sportler, und das war mein Hobby. Ich habe mich also unentwegt im Sportdress rumgetrieben, mich interessierten die anderen Dinge nicht so sonderlich stark.⁴⁰

Auf die Frage, ob das Ende des Krieges für ihn eine Befreiung gewesen wäre, stellte Bärsch fest: ‚Eine Befreiung in dem Sinne war es nicht. Das kann ich nicht sagen. Befreiung war es nicht, denn ich habe ja erstens alle meine beruflichen Situationen verloren. Ich hatte keine Chance. Und zunächst einmal ging ja auch das Gerede um, daß wir als Offiziere alle in französische Bergwerke müßten. Ich bin nie in den Bergwerken gelandet. Ich habe mich in Hamburg angesiedelt, und es ging sehr schwer am Anfang. Ich habe kaum Geld verdient. Es war alles sehr mühsam. Aber, so gesehen, ist das Erleben der Befreiung bei mir nicht so sonderlich aktuell gewesen. Das kann ich einfach so nicht sagen.‘⁴¹

Daraus erklärt sich vielleicht auch, dass Walter Bärsch unter allen Umständen in den Schuldienst wollte und ein falsch ausgefüllter Fragebogen ihm dafür legitim erschien.

Auf ein schwieriges Gleis geriet Walter Bärsch bei der Frage: ‚Wie erklären Sie sich das eigentlich, daß die Nazi-Vergangenheit so lange nicht aufgearbeitet wurde in Deutschland? Alexander Mitscherlich hatte von der ‚Unfähigkeit zu trauern‘ gesprochen. Der Nationalsozialismus war ja lange ein Tabu.‘ Walter Bärsch antwortete darauf: ‚Also, ich denke, diejenigen, die die Aufarbeitung hätten bewirken müssen, waren zugleich jene, die diese Zeit aktiv erlebt haben. Und ich, der ich ein Zeitgenosse dieser Zeit war und auch ein bewußter Zeitgenosse, ich kann wohl behaupten, daß die Prozentzahlen, die bei den Wahlen für die Nationalsozialisten gestimmt haben, daß diese Prozentzahlen ohne Zweifel die Realität widerspiegeln. D. h. die meisten haben sich mehr oder weniger – mit kleinen Vorbehalten – aber doch letztlich mit dem Nationalsozialismus und mit der Hitler-Bewegung identifiziert. Einige sind dann Aktivisten geworden. Andere sind freundliche Mitläufer gewesen. Einige, eine Minderheit, waren Gegner, und das war immer eine Minderheit. Und diejenigen, die dann die Aufarbeitung hätten vollführen müssen, waren ja in irgendeiner Form gespalten. Zum Teil wußten sie ganz genau, daß sie keine Gegner gewesen waren, sondern Sympathisanten. Und dann sollte man das aufarbeiten? Das geht nicht, wenn man in diesem Zwiespalt ist. Und oft hat man gesagt: ‚Ich war ja sowieso kein richtiger Nazi, das sollen mal die machen, die am Schalthebel der Macht waren oder die Informationen haben, über die ich nicht verfüge.‘⁴²

Da schwamm der Psychologe und Kommunikationsexperte. Man hätte hier denken können, dass Walter Bärsch sich nicht richtig positionieren konnte oder mochte. Am Ende fragte Sieglind Ellger-Rüttgardt, worin Walter Bärsch das Geheimnis seines Erfolges sehe. Er antwortete: ‚Als erstes hatte ich den Grundsatz, daß ich nur dann aktiv werde, wenn ich selbst von der Sache überzeugt bin. Sonst lasse ich die Finger davon. Ich kann nur in echter Weise argumentieren, wenn ich davon überzeugt bin. Ich war der Meinung, wir müssen durch die Art und Weise, wie wir argumentieren, glaubwürdig sein. Ich habe vielleicht ein bestimmtes gutes Naturell gehabt, dass ich das auch psychisch durchstehen konnte, und ich habe auch eine Wesensart an mir, die es mir nicht ganz schwer macht, Kontakt mit anderen Menschen zu bekommen.‘⁴³

Glaubwürdig bleiben. Etwas psychisch durchstehen können. Das Gespräch mit Walter Bärsch fand 1994 statt. Er starb am 7.1.1996.

Welche Belastung muss das über all die Jahre gewesen sein, seine Lebensgeschichte auf mehr als einer Lüge aufzubauen? Oder kann es gelingen, so weitgehend zu verdrängen, dass man an die selbst konstruierte Legende der eigenen Geschichte glaubt? Vielleicht war es aber auch die Motivation für all das, was Walter Bärsch nach 1945 geleistet hat, seine Form der Wiedergutmachung, eine Form der Sühne.

Walter Bärsch stand nicht allein mit seiner Geschichte, es gab auch andere seiner Generation, die noch Schüler waren, zumindest in einem Alter, wo Irrtümer statthaft sein sollten. Die Frage ist, wie die jeweiligen Personen mit dem später als Irrtum Erkannten umgingen. Dazu hat der Journalist Malte Herwig ein bemerkenswertes Buch geschrieben: ‚Die Flakhelfer. Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands führende Demokraten worden.‘ Er folgte den Spuren derer, die einen ähnlichen Weg wie Walter Bärsch gegangen waren. Dabeigewesene, junge Mitglieder und Funktionäre von NS-Organisationen, die dies später vergaßen, verheimlichten oder verdrängten und nach 1945 wichtiges in der deutschen Nachkriegszeit geleistet hatten. Malte Herwig nennt Martin Walser, Dieter Hildebrand, Siegfried Lenz, Hans-Dietrich Genscher, Walter Jens, Hans Werner Henze, Horst Ehmke, Erhard Eppler, Niklas Luhmann, Erich Loest, Peter Boenisch und Günter Grass: ‚Eine ganze Generation von Übervätern geriet in den letzten Jahren trotz tadelloser Nachkriegslebensläufe ins Zwielficht, weil sie vor 1945 im Nationalsozialismus mitgemacht hatte. Mit Ausnahme von Eppler wollte sich keiner der noch lebenden Betroffenen erinnern können, jemals einen Aufnahmeantrag unterschrieben zu haben.‘⁴⁴

Malte Herwig stellte zu recht fest, dass niemand in die NSDAP ohne seine Kenntnis überführt und Mitglied werden konnte. Auch Walter Bärsch hatte in seinem Entnazifizierungsfragebogen geschrieben, von der HJ einfach in die NSDAP weitergeleitet, überführt worden zu sein. Dazu Malte Herwig: ‚Oft ist vermutet worden, dass HJ-Führer eigenmächtig Anmeldungen vornahmen. Dazu hätten sie die Unterschrift auf dem Anmeldeformular fälschen müssen. Doch bis heute ist aus keiner Quelle, die vor dem 8. Mai 1945 entstanden ist, eine gefälschte Unterschrift eines HJ-Führers bekannt. Auch gab es für keinen einzigen HJ- und BDM-Jahrgang, dessen Angehörige zwischen 1937 und 1944 in die Partei aufgenommen wurden, eine automatische Aufnahme: ‚Dem Einzelnen blieb immer die Möglichkeit, sich entweder für oder gegen eine Unterschrift zu entscheiden.‘⁴⁵

Da hatte sich Walter Bärsch zumindest geirrt, wohl eher bewusst die Unwahrheit gesagt. Wie auch bei der Frage nach der Mitgliedschaft in der SS. Da habe ich seine persönliche Unterschrift auf dem Formular der SS-Sippenakte selbst gesehen und in Fotokopie vorliegen.

Malte Herwig zitiert in diesem Kontext Friedrich Nietzsche: ‚Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.‘ Und an anderer Stelle: ‚Die Auswahl, die unser Gedächtnis vornimmt, erfolgt stets zu unseren Gunsten, wenn wir uns auch noch so sehr um Ehrlichkeit bemühen.‘⁴⁶

Herwig hat sich insbesondere mit der Generation der Flakhelfer beschäftigt, also den Jugendlichen der Jahrgänge 1926 bis 1928, die am Ende des Zweiten Weltkrieges eingezogen wurden, ‚um als ‚Hitlers letzte Helden‘ die unausweichliche Niederlage NS-Deutschlands noch ein wenig hinauszuzögern.‘ Zu dieser Generation gehörte Walter Bärsch nicht. Er war 1933 immerhin 19 Jahre alt. Gleichwohl gelten manche Schlussfolgerungen aber auch für ihn: ‚Das Lebenswerk, dass die Flakhelfer als Künstler, Wissenschaftler oder Politiker nach 1945 schufen, verdient umso mehr Anerkennung, als es unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen entstand. Verführt und verraten entließ sie das ‚Dritte Reich‘ in eine ungewisse Zukunft, die sie meisterten. So trugen sie nicht allein zur demokratischen Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik bei. Ihr Schicksal verkörpert geradezu den Wandel vom Schlechten zum Guten.‘⁴⁷

So kann man das auch sehen. Aber dennoch: Auf dem Sockel steht Walter Bärsch in Kenntnis seiner ganzen Geschichte nicht mehr.“

Das Profil ist abgedruckt in dem Buch: Hans-Peter de Lorent: Täterprofile Band 2. Hamburg 2017. Erhältlich in der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg.

Anmerkungen

- 1 Ursel Hochmuth/Hans-Peter de Lorent (Hg.): Hamburg. Schule unterm Hakenkreuz, Hamburg 1985, und: Reiner Lehberger/Hans-Peter de Lorent (Hg.): „Die Fahne hoch“. Schulpolitik und Schulalltag unterm Hakenkreuz, Hamburg 1986.
- 2 So: Dietrich Rothenberg, John Hopp, Walter Flesch, Arie Goral, Gerhard Hoch, Ursula Randt, Caesar Hagener, Ludolf Mevius.
- 3 Ursel Hochmuth (1931–2014), kam aus einer antifaschistischen Familie, ihre Mutter war Katharina (Käthe) Jacob, ihr Vater Walter Hochmuth war KPD-Bürgerschaftsabgeordneter in Hamburg gewesen, ihr Stiefvater der 1944 als Widerstandskämpfer hingerichtete Franz Jacob. Ursel Hochmuth veröffentlichte unter anderem mit Gertrud Meyer zusammen das Buch: Streiflichter aus dem Hamburger Widerstand, Frankfurt 1980.
- 4 Nicht veröffentlichtes Protokoll meines Gesprächs mit Albert Mansfeld in Anwesenheit seiner Frau vom 14.8.1989. Siehe dazu auch: Hans-Peter de Lorent: Täterprofile Bd. 1, Hamburg 2016, S. 118ff.
- 5 Gesprächsprotokoll vom 14.8.1989.
- 6 Siehe dazu: de Lorent 2016, S. 61ff.
- 7 Schreiben an mich von Rita Bake vom 30.9.2015. Die NS-Verstrickung rekurrierte auf Angaben in wikipedia.
- 8 Bodo Schümann: Walter Bärsch, in: Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 4. Hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Göttingen 2008, S. 31.
- 9 Evelin Moews/Hans-Peter de Lorent: Interview mit Prof. Walter Bärsch, HLZ 5/83, S. 11.
- 10 Alle Aussagen ebd.
- 11 Interview mit Prof. Walter Bärsch, HLZ 5/83, S. 14.
- 12 Siehe dazu: Schümann 2008, S. 31.
- 13 Ebd.
- 14 Pädagogisches Handeln in gesellschaftlicher Verantwortung. Festschrift für Walter Bärsch. Zusammengestellt von Sieglind Ellger-Rüttgardt, Hamburg 1994.
- 15 Die Rede war in Auszügen abgedruckt in: HLZ 12/94 S. 36.
- 16 HLZ 12/94, S. 35f.
- 17 Karlheinz Goetsch/Andreas Köpke (Hg.): Schule neu denken und gestalten. Schulreform in Hamburg – Beispiele aus der Praxis. Hamburg 1994.
- 18 Ebd., S. 5f.
- 19 Das Gespräch fand statt am 6. April 2016.
- 20 Bodo Schümann 2008, S. 30ff.
- 21 Alle Angaben laut den Eintragungen von Walter Bärsch in seinem Entnazifizierungsfragebogen vom 5.4.1949, StA HH, 221-11_46219 KAT, die sich bis hierher decken mit dem, was Bodo Schümann geschrieben hat, Schümann 2008, S. 30.
- 22 Entnazifizierungsakte a.a.O.
- 23 Laut seiner Personalakte, nach Auskunft der Universität Hamburg am 14.2.2006 an Bodo Schümann.
- 24 Ebd.
- 25 Laut Eintrag im Entnazifizierungsfragebogen, Entnazifizierungsakte a.a.O.
- 26 Laut seiner Personalakte, nach Auskunft der Universität Hamburg am 14.2.2006 an Bodo Schümann.
- 27 Schreiben vom 1.3.2006 des Direktors des Instituts für Geschichte der Universität Prag an Bodo Schümann.
- 28 Schümann 2008, S. 31.
- 29 Ebd.
- 30 BArch, NSDAP-Reichskartei; 3200/ A 0051_BI. 812
- 31 BArch, R 9361-III/ 5315 (persönliche SS-Unterlagen),RS/ A 0184

- 32 <https://www.myheritage.com> Siehe Siegfried Bärsch. Nach dieser Angabe ist Siegfried Walter Bärsch 2012 gestorben. Die Angabe über die Geburt des Sohnes 1939 wurde auch von Sieglind Ellger-Rüttgardt in dem Gespräch mit Walter Bärsch bestätigt, Ellger-Rüttgardt 1994, S. 23.
- 33 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 23.
- 34 Schümann 2008, S. 31.
- 35 Entnazifizierungsakte a.a.O.
- 36 Ebd.
- 37 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 15f.
- 38 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 16.
- 39 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 22.
- 40 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 22f.
- 41 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 23.
- 42 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 26f.
- 43 Ellger-Rüttgardt 1994, S. 44.
- 44 Malte Herwig: Die Flakhelfer. Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands führende Demokraten wurden. München 2013, S. 16.
- 45 Herwig 2013, S. 61.
- 46 Herwig 2013, S. 94.
- 47 Herwig 2013, S. 293.

Oehleckerring, Langenhorn (1963): Prof. Dr. med. Franz Oehlecker (19.12.1874 Hamburg – 16.11.1957 Hamburg), Chirurg, Urologe am Krankenhaus Eppendorf, Krankenhaus Barmbek, Krankenhaus Bethanien.

Im September 2020 berief die Behörde für Kultur und Medien eine Kommission auch acht Expertinnen und Experten, die Entscheidungskriterien für den Umgang mit NS-belasteten Straßennamen in Hamburg entwickeln und Empfehlungen zu möglichen Umbenennungen aussprechen sollte.

Zum Oehleckerring gab die Kommission im März 2022 die Empfehlung: Umbenennung mit folgender Begründung: „Oehlecker führte am AK Barmbek Hunderte von Zwangssterilisationen durch und hat so bewusst die dauerhafte Schädigung von Menschen herbeigeführt. Da durch die Zwangssterilisationen Menschen bis zu ihrem Lebensende durch den Eingriff geschädigt worden sind, ist eine Umbenennung geboten.“

<https://www.hamburg.de/contentblob/15965308/8ee2e6d28dbd23e8df84bf75ceabda98/data/empfehlungen-kommission-ns-belastete-strassennamen.pdf>

Franz Oehlecker wurde im Dezember 1874 als Sohn eines Zahnarztes in Hamburg geboren.1) Am Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek machte er Abitur, um in der Folge an den Universitäten Leipzig, Tübingen, Kiel, Berlin und Straßburg Medizin zu studieren. Im Juli 1901 absolvierte er die ärztliche Staatsprüfung in Straßburg und erlangte seine Approbation als Arzt. 1902/03 arbeitete er als Hilfsarzt am Städtischen Krankenhaus Friedrichshain in Berlin, wo er eine Ausbildung im pathologischen

Institut und der inneren Abteilung absolvierte und im Januar 1903 promoviert wurde. In der Folge arbeitete er als chirurgischer Assistent im Städtischen Krankenhaus Urban (bis September 1905) und als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Kaiserlichen Gesundheitsamt in Dahlem (bis Mai 1907).2)

1907 zog Oehlecker zurück nach Hamburg und begann als chirurgischer Assistent am Allgemeinen Krankenhaus (AK) Eppendorf zu arbeiten, wo er 1909 zum Sekundärarzt aufstieg. 1912 wechselte er an das AK Barmbek, wo er zwei Jahre später als Leitender Oberarzt die zweite Chirurgische Abteilung übernahm. Im Ersten Weltkrieg wurde er als „unabkömmlich“ vom Wehrdienst befreit. 1915 machte er als Facharzt für Chirurgie eine eigene Praxis auf. 1919 erhielt er an der neugegründeten Hamburgischen Universität die Lehrbefugnis. Im Juni 1923 ernannte ihn die Hochschulbehörde zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor. Im Oktober desselben Jahres wurde er Leiter der ersten chirurgischen Abteilung am AK Barmbeck. Wissenschaftlich trat er mit zahlreichen Veröffentlichungen hervor, vor allem zur Bluttransfusion und Knochen- und Gelenktuberkulose.3) Seit 1908 gehörte Oehlecker der Vereinigung Nordwestdeutscher Chirurgen an. Von 1930 bis 1932 fungierte er als Vorsitzender des Ärztlichen Vereins Hamburg. Im Juli 1932 trat er dem Verband der Krankenhausärzte Deutschlands bei.4) Einer politischen Partei gehörte er vor 1933 nicht an.5)

Franz Oehlecker unterzeichnete das „Bekennnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“, das am 11. November 1933 auf einer NS-Feier vorgetragen wurde.6) Zu diesem Zeitpunkt war er noch kein Parteimitglied, trat im selben Monat aber dem Nationalsozialistischen Lehrerbund bei. 1935 trat er auch der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und wohl auch der Deutschen Arbeitsfront (DAF) bei,7) bevor er am 1. Juli 1937 seine Aufnahme in die NSDAP beantragte, die rückwirkend zum 1. Mai 1937 erfolgte. Damit war er einer der 13 Chefärzte des AK Barmbek – von insgesamt 15 –, die im „Dritten Reich“ NSDAP-Mitglied wurden.8) 1938 wurde er Mitglied im NS-Altherrenbund. 1939 war er außerdem Mitglied im Reichsluftschutzbund und im Reichskolonialbund.9)

Nachdem der nationalsozialistische Staat mit dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom Juli 1933 die Zwangssterilisierungen von vermeintlich „Erbkranken“ sowie von „schweren Alkoholikern“ auf den Weg gebracht hatte, wurden im *Amtlichen Anzeiger* Hamburgs vom 31. Dezember 1933 die für die Umsetzung zuständigen Krankenhäuser und Ärzte bestimmt. Darunter war auch Franz Oehlecker für das AK Barmbek.10) In Hamburg wurden insgesamt rund 22.000 rassenhygienisch begründete Zwangssterilisationen von als „erbkrank“ stigmatisierten Personen durchgeführt.11) Christine Pieper zufolge berichtete Oehlecker im September 1935 gegenüber einer Gruppe holländischer Ärzte und Fürsorgerinnen von 900 Sterilisationen, die seit Ende März 1934 im Krankenhaus, v.a. bei Patient/innen mit den Diagnosen „Schwachsinn“ oder Schizophrenie, durchgeführt worden seien.12)

Oehlecker forschte auch zum Thema und hielt entsprechende Vorträge. 1934 diskutierte er in einem Artikel neben entsprechenden medizinischen Techniken auch die Frage von Sterilisationsindikatoren bei Männern, wobei er mit Blick auf angeborene körperliche Behinderungen („schwere erbliche Mißbildung“) eine öffentliche Fachdiskussion über Ausmaß und Handhabung von Sterilisationen einforderte.¹³⁾ Dabei sorgte er sich um den öffentlichen Ruf der Sterilisationspolitik im Falle von Komplikationen und plädierte er für ein ärztliches Selbstverständnis als Fachleute, die sich bereitwillig in den Dienst von Propaganda stellten, wenn er schrieb: „Wir Ärzte sind verpflichtet, den Eingriff der Unfruchtbarmachung möglichst schonend zu gestalten, [...] damit bald ins Volk hinausgetragen wird, daß die Unfruchtbarmachung des Mannes ein leichter, ungefährlicher Eingriff ist, vor dem man sich nicht zu fürchten braucht.“¹⁴⁾

Im September 1935 nahm Oehlecker an einem internationalen Kongress für Bluttransfusion in Rom teil.¹⁵⁾ Im Mai 1939 stellte er den Antrag an das Reichsministerium für Wissenschaft, ihn zum außerplanmäßigen Professor zu ernennen, was mit Verweis auf sein hohes Lebensalter abgelehnt wurde. Zuvor hatte der Dekan der Medizinischen Fakultät zugunsten Oehleckers erklärt, dieser sei „ein sehr bekannter Chirurg, der hier in Hamburg größtes Ansehen genießt“. ¹⁶⁾ Ein 1940 erfolgter Versuch der Fakultät, Oehlecker nach dem Erlöschen seiner Lehrbefugnis zum Honorarprofessor zu ernennen, scheiterte ebenfalls.¹⁷⁾ 1944 bemühte sich die Fakultät um eine Verleihung der Goethe-Medaille an ihn. Trotz Unterstützung des Hamburger Reichsstatthalters wurde auch aus dieser Ehrung nichts, da die Goethe-Medaille „im Zuge des totalen Kriegseinsatzes“ nicht mehr verliehen wurde. Zuvor hatte das Ministerium verschiedene Professoren nach ihrem Urteil über Oehlecker gefragt, das durchweg sehr gut ausfiel.¹⁸⁾ Im August 1939 wurde Oehlecker als Sanitätsoffizier der Reserve zum Wehrdienst einberufen, den er neben seiner Krankenhaustätigkeit ausübte. 1940 wurde er zum Oberstabsarzt und 1943 zum Oberfeldarzt ernannt.¹⁹⁾

1945/46 wurde Franz Oehlecker kurzzeitig in ein Internierungslager für höhere Offiziere eingewiesen.²⁰⁾ Im Anschluss beantragte er seinen Ruhestand am AK Barmbek. Angesichts von Oehleckers vergleichsweise spätem Parteibeitritt hatten Entnazifizierungsausschüsse und Militärregierung 1946 keine Bedenken, ihm die Pension zu bewilligen und eine Fortführung der privaten Arztpraxis zu gestatten.²¹⁾ Die Mitglieder des Beratenden Ausschusses erklärten sogar, Oehlecker sei ihnen bestens bekannt, dieser sei „nie ein aktiver Nazi“ gewesen.²²⁾ Über eine etwaige Mitgliedschaft in DAF und NS-Dozentenbund war sich Oehlecker 1945/46 nicht mehr sicher, erklärte jedoch schließlich, beiden Organisationen nicht angehört zu haben.²³⁾

1950 wurde Oehlecker zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie ernannt.²⁴⁾ 1954 erhielt er das Bundesverdienstkreuz und wurde von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg zum

Ehrendoktor ernannt. Im Jahr darauf wurde er auch Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Bluttransfusion.²⁵⁾ Franz Oehlecker starb im November 1957 im Alter von 82 Jahren.²⁶⁾ 1963 wurde der Oehleckerling nach dem Arzt benannt.²⁷⁾ Zu seinem 100. Geburtstag würdigte ihn das *Hamburger Ärzteblatt* mit einem Artikel, die *Neue Zürcher Zeitung* sprach 1975 von einem „Pionier der Bluttransfusion“.²⁸⁾ Die NS-Belastung Oehleckers wurde 2015 in der Hamburger Öffentlichkeit thematisiert, nachdem die an den Oehleckerling angrenzende Max-Nonne-Straße umbenannt worden war.²⁹⁾

Text: David Templin

Bei der folgenden biographischen Skizze handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung einer Kurzbiographie, die 2017 im Rahmen eines wissenschaftlichen Gutachtens für das Staatsarchiv Hamburg (StAHH) erstellt wurde. Das vollständige Gutachten ist einsehbar unter:

<https://www.hamburg.de/contentblob/13462796/1d4b36cbfb9adc7fca682e5662f5854d/data/abschlussbericht-ns-belastete-strassennamen.pdf> (zuletzt aufgerufen am 14.4.2020).

2) Christine Pieper: Oehlecker, Franz Heinrich Friedrich, in: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*, Band 4, Göttingen 2008, S. 258-259.

3) Ebd.; Christine Pieper: *Die Sozialstruktur der Chefärzte des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg-Barmbek 1913 bis 1945. Ein Beitrag zur kollektivbiographischen Forschung (Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte, 16)*, Münster/Hamburg/London 2003, S. 218-220; Dekan Bürger-Prinz an Rektor der Hansischen Universität, Prof. Dr. Keeser, 3.6.1944, in: StAHH, 113-5, B V 92 b UA 149; Prof. Dr. F. Oehlecker – 70 Jahre, in: *Hamburger Anzeiger*, 19.12.1944; Auszug aus Protokoll des Senats, 29.6.1923, in: StAHH, 361-6, I 307; Prof. Dr. Oehlecker/Prof. Dr. Treplin: *Die chirurgischen Abteilungen*, in: *Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Allgemeinen Krankenhauses Barmbeck in Hamburg 1913-1938*, Hamburg [1938], S. 52-55.

4) Pieper, *Die Sozialstruktur der Chefärzte*, S. 219; Pieper, *Oehlecker*, S. 258.

1) Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 18.1.1946, in: StAHH, 221-11, M 7202.

2) Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat, überreicht vom Nationalsozialistischen Lehrer-Bund Gau Sachsen, Dresden 1934, S. 130.

3) Pieper, *Die Sozialstruktur der Chefärzte*, S. 176; Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 2.6.1945, in: StAHH, 221-11, M 7202; Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 18.1.1946, in: ebd.

8) Bundesarchiv (BArch), R 9361-VII/IX KARTEI, Karteikarte „Oehlecker, Dr. Franz“; Pieper, *Die Sozialstruktur der Chefärzte*, S. 178.

9) Fragebogen zum Zwecke der Vervollständigung der Personalakte, ausgefüllt von Professor Dr. med. Franz Oehlecker, 2.8.1939, in: StAHH, 361-6, I 307; Fragebogen

Military Government of Germany, ausgefüllt von Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 18.1.1946, in: StAHH, 221-11, M 7202.

10) Amtlicher Anzeiger. Beiblatt zum Hamburgischen Gesetz- und Verordnungsblatt, Nr. 308, 31.12.1933, S. 1292; Die Durchführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, in: Hamburger Nachrichten, 2.1.1934, Abend-Ausgabe, S. 6.

11) Friedemann Pfäfflin u.a.: Die Krankenversorgung, in: Hendrik van den Bussche (Hg.): Medizinische Wissenschaft im „Dritten Reich“. Kontinuität, Anpassung und Opposition an der Hamburger Medizinischen Fakultät (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 5), Hamburg/Berlin 1989, S. 267-380, hier S. 283. Vgl. Christiane Rothmaler: Sterilisationen nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933. Eine Untersuchung zur Tätigkeit des Erbgesundheitsgerichtes und zur Durchführung des Gesetzes in Hamburg in der Zeit zwischen 1934 und 1944, Husum 1991; Gisela Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, 48), Opladen 1986.

12) Pieper, Oehlecker, S. 259.

13) Florian Julius Martin Max Mengele: Diskussion der männlichen Sterilisation in deutschsprachigen urologischen und chirurgischen Fachzeitschriften der Jahre 1931 bis 1947, Diss. Universität Ulm 2014, S. 32f., S. 45f., S. 61, S. 100f.

14) Franz Oehlecker: Zur Unfruchtbarmachung des Mannes, in: Zentralblatt für Chirurgie, 3/1934, S. 2883, zitiert nach Mengele, Diskussion, S. 117f.

15) Ebd., S. 258f.

16) Prof. Dr. F. Oehlecker an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung durch Rektor der Hansischen Universität und Dekan der Medizinischen Fakultät, 24.5.1939, in: StAHH, 113-5, B V 92 b UA 108; Dekan der Medizinischen Fakultät der Hansischen Universität an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung über den Rektor der Hansischen Universität, 3.8.1939, in: Bundesarchiv (BArch), R 4901, 25153; Mentzel (Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung) an Reichsstatthalter in Hamburg, 16.11.1939, in: StAHH, 113-5, B V 92 b UA 108.

17) Dekan Dr. Mühlens (Medizinische Fakultät der Hansischen Universität) an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung über Rektor der Hansischen Universität, 23.2.1940, in: StAHH, 113-5, B V 92 b UA 108; Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Reichsstatthalter in Hamburg, 6.7.1940, in: BArch, R 4901, 25153.

18) Dekan Bürger-Prinz an Rektor der Hansischen Universität, Prof. Dr. Keeser, 3.6.1944, in: StAHH, 113-5, B V 92 b UA 149; Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Reichsstatthalter in Hamburg, 14.10.1944, in: BArch, R 4901, 25153; vgl. Medizinische Fakultät an Rektor der Hansischen Universität, 3.6.1944, in: ebd.; Prof. Dr. Usadel (Direktor der Chirurgischen Universitäts-Klinik und Poliklinik Tübingen) an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 19.8.1944, in: ebd.; Prof. Dr. A. W. Fischer (Chirurgische Universitäts-Klinik, Kiel) an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung,

8.9.1944, in: ebd.; Prof. Dr. Killian (Chirurgische Universitätsklinik Breslau) an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 17.9.1944, in: ebd.
19) Pieper, Oehlecker, S. 259.

20) Ebd.

21) Fragebogen Action Sheet, betr. Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 11./26.4.1946, in: StAHH, 221-11, M 7202; Fragebogen Action Sheet, betr. Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 8.4./24.5.1946, in: ebd.;

22) Fragebogen Action Sheet, betr. Prof. Dr. med. Franz Oehlecker, 13.9./1.10.1946, in: StAHH, 221-11, M 7202.

23) Prof. Oehlecker an Dekan der Medizinischen Fakultät Universitätskrankenhaus Eppendorf, 15.5.1946, in: StAHH, 221-11, M 7202. In einem Fragebogen hatte er 1939 angegeben, dem NS-Dozentenbund nicht anzugehören, aber Mitglied der DAF zu sein; vgl. Fragebogen zum Zwecke der Vervollständigung der Personalakte, ausgefüllt von Professor Dr. med. Franz Oehlecker, 2.8.1939, in: StAHH, 361-6, I 307.

24) Hamburger Rundschau, in: Hamburger Abendblatt, 10.6.1950, S. 4; Ehrung für Prof. Oehlecker, in: Hamburger Freie Presse, 13.6.1950, in: StAHH, 361-6, I 307.

25) Prof. Dr. Dr. h.c. Franz Oehlecker 19.12.1874 – 19.12.1974, Sonderdruck aus „Hamburger Ärzteblatt“, 28. Jg., Nr. 12, Dezember 1974, in: StAHH, 731-8, A 764 Oehlecker, Franz; Prof. Oehlecker Ehrendoktor, in: Hamburger Abendblatt, 18./19.12.1954, S. 5; Pieper, Oehlecker, S. 259.

26) Prof. Oehlecker gestorben, in: Hamburger Abendblatt, 19.11.1957, S. 7.

27) Rita Bake: Ein Gedächtnis der Stadt. Nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg. Band 1: Überblick und Analyse, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 2015, S. 172.

28) Prof. Dr. Dr. h.c. Franz Oehlecker 19.12.1874 – 19.12.1974, Sonderdruck aus „Hamburger Ärzteblatt“, 28. Jg., Nr. 12, Dezember 1974, in: StAHH, 731-8, A 764 Oehlecker, Franz; Ein Pionier der Bluttransfusion, in: Neue Zürcher Zeitung, 8.11.1975, in: ebd.

²⁹⁾ Matthias Schmooock: Straßenkampf in Langenhorn, in: Hamburger Abendblatt, 10.12.2015, S. 17. Vgl. Hannes Stepputat: Die Straßen der NS-Ärzte, in: Taz Nord, 24.1.2018; Freie und Hansestadt Hamburg, Bezirksamt Hamburg-Nord, Bezirksversammlung, Drucksachen-Nr.: 20-5499 vom 12.3.2018: „NS-belastete Straßen in Langenhorn: Umbenennungen prüfen – Erinnerungskultur pflegen! Stellungnahme der Behörde für Kultur und Medien.“

Heynemannstraße, Langenhorn (1960): Prof. Theodor Heynemann (20.8.1878 Lemgo – 15.12.1951 Hamburg), Direktor der Frauenklinik Hamburg Eppendorf.

Im September 2020 berief die Behörde für Kultur und Medien eine Kommission aus acht Expertinnen und Experten, die Entscheidungskriterien für den Umgang mit NS-belasteten Straßennamen in Hamburg entwickeln und Empfehlungen zu möglichen Umbenennungen aussprechen sollte.

Zur Heynemannstraße gab die Kommission im März 2022 die Empfehlung: Umbenennung mit folgender Begründung: „Heynemann war als Leiter der Frauenklinik für die Durchführung von Zwangssterilisationen verantwortlich und hat bewusst die dauerhafte Schädigung von Menschen herbeigeführt. Er war bereits vor 1933 aktiver Vertreter der Eugenik, sprach sich für Zwangssterilisationen aus und versuchte diese in die universitäre Lehre zu integrieren. In exponierter Stellung setzte er sich aktiv für die Umsetzung nationalsozialistischen Gedankenguts im medizinischen Bereich ein. Da durch die Zwangssterilisationen Menschen bis zu ihrem Lebensende durch den Eingriff geschädigt worden sind, ist eine Umbenennung geboten.“

<https://www.hamburg.de/contentblob/15965308/8ee2e6d28dbd23e8df84bf75ceabda98/data/empfehlungen-kommission-ns-belastete-strassennamen.pdf>

Theodor Heynemann wurde 1878 in Lemgo als erstes von vier Kindern eines Apothekers und einer Kaufmannstochter geboren. 1) Von 1888 bis 1897 besuchte er das Gymnasium in Lemgo, von 1897 bis 1903 studierte er Medizin an den Universitäten in Würzburg, München und Kiel. Als Student war er Mitglied in der Burschenschaft Corps Nassovia zu Würzburg, der er laut seiner Biographin Christina Quellmann bis an sein Lebensende verbunden blieb. 1903 beendete er das Studium mit dem Staatsexamen und der Approbation als Arzt. Nach einem kurzen freiwilligen Militärdienst zog er im selben Jahr nach Hamburg, wo er für vier Jahre zunächst als Volontär-, dann als Assistenzarzt am Allgemeinen Krankenhaus (AK) St. Georg arbeitete. Als nächste berufliche Station wirkte er zwischen 1907 und 1914 in Halle, wo er sich zunächst als Assistenzarzt zum Gynäkologen weiterbildete und seit 1910 als Oberarzt tätig war. In diesen Jahren forschte er zur Röntgenstrahlung und Radiumtherapie und veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Publikationen. Im Oktober 1910 habilitierte er sich mit einer Arbeit zur Bakteriologie, im Dezember 1913 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Im Ersten Weltkrieg wurde er bereits im August 1914 zum Militär eingezogen und war als Stabsarzt der Reserve an der „Ostfront“ tätig. Im Sommer 1917 wurde er nach Halle zurückgerufen, um bis Ende 1918 die Leitung der Klinik zu vertreten. 2)

Bereits im Juni 1914 war Heynemann vom AK Barmbek zum gynäkologischen Oberarzt ernannt worden, kehrte jedoch aufgrund des Krieges erst im Februar 1919 endgültig nach Hamburg zurück. Nachdem er im Mai 1919 von der Medizinischen Fakultät der Universität Hamburg zum ordentlichen Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie ernannt worden war, wechselte er im Juni an die Frauenklinik Eppendorf, als deren Leiter er bis 1950 fungierte. 1922 wurde er zum planmäßigen ordentlichen Professor berufen und als Beamter vereidigt. Nebenbei führte er eine eigene Praxis in seiner Privatwohnung. 3) 1926/27 amtierte er kurzzeitig als Dekan der Medizinischen Fakultät. 4) Seit Ende der 1920er Jahre setzte sich Heynemann für den Ausbau der Frauenklinik ein und protestierte u.a. gegen die räumlichen und personellen Zustände – Bemühungen, die seit 1931 auch zu Verbesserungen führten.5)

Heynemann war Mitglied in mehreren Vereinigungen wie der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGG), der Nordwestdeutschen Gesellschaft für

Gynäkologie, dem Ärztlichen Verein und der Hamburger Geburtshilflichen Gesellschaft. 6)

Politisch war Heynemann seit ca. 1910 Mitglied der Nationalliberalen Partei und dann von 1918 bis 1933 Mitglied der Deutschen Volkspartei (DVP).⁷⁾ Quellmann zufolge war er ein bekennender „Bismarckianer“. Als „typischer Vertreter“ der Professorenschaft verstand er sich selbst als „unpolitisch“ und „national denkend“ und stand der Republik kritisch gegenüber.⁸⁾ Im Gefolge der Novemberrevolution führte dies 1919 zu Konflikten Heynemanns mit kommunistischen Krankenhausräten am AK Barmbek.⁹⁾ Als im Mai/Juni 1932 eine Ausstellung „Gesunde Frau – Gesundes Volk“ des Zentralinstituts für Volksgesundheitspflege am Deutschen Hygiene-Museum auch in Hamburg gezeigt wurde, organisierte Heynemann ärztliche Führungen seiner Mitarbeiter durch die Ausstellung. In der Ausstellung waren u.a. auf völkische Eugenik zielende Aufforderungen wie „Wähle als Deutsche nur einen Gatten gleichen oder artverwandten Blutes“ oder „Bei der Wahl Deines Gatten frage nach seinen Vorfahren“ zu lesen. ¹⁰⁾

Theodor Heynemann trat 1933 nicht, wie andere DVP-Mitglieder, der NSDAP bei. Mitglied wurde er im November 1933 aber im NS-Lehrerbund, und im selben Monat unterzeichnete er das „Bekanntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“. ¹¹⁾ Seit April 1934 war er zudem Förderndes Mitglied der SS und seit 1935 in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV), für die er mindestens zwischen 1936 und 1938 als „Vertrauensarzt“ fungierte. 1935/36 war er Mitglied im Reichskolonialbund. ¹²⁾

Die Durchdringung der wissenschaftlichen und medizinischen Institutionen mit nationalsozialistischem Gedankengut schlug sich auch in der von ihm geleiteten Frauenklinik nieder. So gab es dort zwischen 1935 und 1937 wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaften zu Themen wie „Probleme der Rassenhygiene“ oder „Erbfragen in Geburtshilfe und Gynäkologie“, die Heynemann laut Quellmann „toleriert haben [muss], auch wenn er sich nicht aktiv daran beteiligte“. ¹³⁾ Am Universitätsklinikum Eppendorf (UKE) bekleidete er vom Juni 1934 bis April 1936 den Posten als stellvertretender ärztlicher Leiter. ¹⁴⁾

Nachdem zum 1. Januar 1934 das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ in Kraft getreten war, wurden in Hamburg rund 22.000 rassenhygienisch begründete Zwangssterilisationen von als „erbkrank“ stigmatisierten Personen, darunter rund 9.700 Frauen, durchgeführt. ¹⁵⁾ Quellmann schätzt die Zahl der an der UKE-Frauenklinik Heynemanns durchgeführten Zwangssterilisationen auf rund 2.000. ¹⁶⁾ Dies geschah ohne Anzeichen von Widerspruch oder Verweigerung. Heynemann hatte sich bereits seit 1931 in Beiträgen und Briefen positiv auf die eugenische Sterilisation als Form notwendiger Prophylaxe „bei bestimmten Geisteskrankheiten und gewissen verbrecherischen Anlagen“ bezogen. ¹⁷⁾ Für die ersten Jahre der NS-Herrschaft sind keine Äußerungen von ihm zum Thema überliefert. Im September 1936 beschwerte er sich bei der Unterrichtsbehörde über den Rückgang an Zuweisungen eugenischer Sterilisationen und pochte darauf, dass diese „unbedingt in den akademischen

Unterricht“ gehörten.18) Zwangssterilisationen inklusive einer Vorführung der zu sterilisierenden Personen vor den Studierenden waren demnach Teil der Lehre. Ein halbes Jahr nach seinem Protestbrief konnte Heynemann beruhigt feststellen, dass sich der „Zugang an eugenischen Sterilisationen inzwischen gebessert habe“.19) Für Quellmann entsprach Heynemanns Position der Haltung der Mehrzahl der Mediziner, die Zwangssterilisationen zur medizinischen „Alltagsroutine“ zählten. Eine „besondere Rigorosität“ des Klinikleiters kann sie nicht erkennen.20) Bei den chirurgischen Eingriffen wie der sogenannten Tubenquetschung, mit der Frauen sterilisiert wurden, starben laut Schätzungen Gisela Bocks reichsweit rund 5.000 Betroffene (90 Prozent davon waren Frauen).21)

Am 18. Oktober 1937 beantragte Heynemann die Aufnahme in die NSDAP, aufgenommen wurde er zum 1. Mai 1937.22) Laut eigenen Angaben in der Entnazifizierung folgte er damit „repeated oral requisitions and two written invitations on the part of the chancellery of the Reichsstatthalter“.23) Gemeint sein könnte damit das Schreiben des Präsidenten der Kultur- und Schulbehörde Karl Witt, der sich nach Lockerung der Aufnahmesperre im Mai 1937 mit einem Schreiben an alle Mitarbeiter der Behörde wandte und um die Mitteilung von Beitrittsgesuchen bat. Heynemann meldete sich daraufhin und erklärte, bereit zu sein, „die Pflichten eines Parteigenossen auf mich zu nehmen“.24)

Im Zweiten Weltkrieg blieb Heynemann als Leiter der Frauenklinik im Dienst.25) Spätestens 1941 amtierte er als Vorstandsmitglied der DGG, die 1933 vom NS-Regime „gleichgeschaltet“ worden war.26) Sein Einkommen erfuhr im Laufe des Krieges eine enorme Steigerung. Lag es 1933-1939 noch zwischen 17.500 und 30.000 RM jährlich, stieg es auf knapp 40.000 RM (1941), 61.000 (1942) und schließlich knapp 82.000 RM (1943/44).27)

Die Militärregierung sah im September 1945 keinen Anlass, gegen Heynemann vorzugehen.28) Er war weiterhin als Arzt, Professor und Leiter der Frauenklinik tätig. Nachträglich wurde er 1950 in die Kategorie V eingestuft. 29) Gegen Ende der 1940er Jahre gehörte er einer Kommission zum Wiederaufbau des UKE an. 30) Seine für 1947 vorgesehene Emeritierung wurde mangels Nachfolger und auf Antrag Heynemanns verschoben, er ging erst 1950 in den Ruhestand. 31) In dieser Zeit wurde er von der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Gynäkologie (1948), der Hamburger Geburtshilfflichen Gesellschaft (1948) sowie der DGG (1951) zum Ehrenmitglied ernannt.32)

Im Dezember 1951 starb Heynemann. Das *Hamburger Abendblatt* würdigte ihn in einem Nachruf als „Idealgestalt eines Klinikdirektors“, der „mit ungewöhnlich erzieherischer Begabung ausgezeichnete Lehrer herangebildet“ habe.33) Auf Vorschlag der Hamburger Ärztekammer wurde 1960 eine Straße in Langenhorn nach ihm benannt. Feierlich eingeweiht wurde die Heynemannstraße von früheren Schülern des Gynäkologen.34) Im Juni 1967 wurde eine Büste Heynemanns im Hörsaal der Universitätsfrauenklinik Eppendorf aufgestellt.35)

Um 1980 wurden die im „Dritten Reich“ durchgeführten Zwangssterilisationen zunehmend als Unrecht skandalisiert und auch historisch aufgearbeitet. Erst in diesem Jahr erkannte der Bundestag die Betroffenen als NS-Verfolgte an und bewilligte einmalige Entschädigungen in Höhe von jeweils 5.000 DM.36) 1998 kam

es zu einer Diskussion um eine mögliche Umbenennung der Heynemannstraße.³⁷⁾ 2016 thematisierte der Autor und Regisseur Michael Batz die Person Heynemann in einem Stück über das Haus Rothenbaumchaussee 26 und dessen Bewohner/innen, in dem er darauf aufmerksam machte, dass Heynemann von einer „Wohnraum-Arisierung“ profitiert hatte. Als „glühender Anhänger des Rassenprogramms der Nazis“ wurde er in diesem Zusammenhang im *Hamburger Abendblatt* charakterisiert.³⁸⁾

Text: David Templin

Quellen:

- 1) Bei der folgenden biographischen Skizze handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung einer Kurzbiographie, die 2017 im Rahmen eines wissenschaftlichen Gutachtens für das Staatsarchiv Hamburg (StAHH) erstellt wurde. Das vollständige Gutachten ist einsehbar unter: <https://www.hamburg.de/contentblob/13462796/1d4b36cbfb9adc7fca682e5662f5854d/data/abschlussbericht-ns-belastete-strassennamen.pdf> (zuletzt aufgerufen am 14.4.2020).
- 2) Christina Quellmann: Theodor Friedrich Ernst Heynemann (1878 – 1951). Ein Leben für die Universitäts-Frauenklinik Eppendorf (Hamburger Studien zur Geschichte der Medizin, 4), Münster 2002, S. 8-24. Vgl. auch die Kurzbiographie von Christine Pieper: Heynemann, Theodor, in: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Band 3, Göttingen 2006, S. 166.
- 3) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 24-41.
- 4) Hartmut Biester: Leitende Persönlichkeiten der Vergangenheit, in: Ursula Weisser (Hg.): 100 Jahre Universitäts-Krankenhaus Eppendorf 1889-1989, Tübingen 1989, S. 567-578, hier S. 577; Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 33.
- 5) Ebd., S. 42-53. Vgl. auch Bernd Hüneke: Frauenklinik. Von der Entbindungsanstalt zum perinatalogisch-onkologischen Zentrum, in: Ursula Weisser (Hg.): 100 Jahre Universitäts-Krankenhaus Eppendorf 1889-1989, Tübingen 1989, S. 249-256.
- 6) Christine Pieper: Die Sozialstruktur der Chefarzte des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg-Barmbek 1913 bis 1945. Ein Beitrag zur kollektivbiographischen Forschung (Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte, 16), Münster/Hamburg/London 2003, S. 208f.
- 7) Fragebogen zur Durchführung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933, ausgefüllt von Theodor Heynemann, in: StAHH, 361-6, IV 1379; Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 29.
- 8) Ebd., S. 76.
- 9) Ebd., S. 29.
- 10) Ebd., S. 99f. Vgl. StAHH, 352-3, II N 1 Nr. 287, wobei Heynemanns Name in dieser Akte zur Ausstellung nicht auftaucht.

- 11) Pieper, Die Sozialstruktur der Chefärzte, S. 209; Bekenntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat, überreicht vom Nationalsozialistischen Lehrerbund Gau Sachsen, Dresden 1934, S. 129.
- 12) Fragebogen zum Zwecke der Vervollständigung der Personalakte, 28.2.1938, in: StAHH, 361-6, IV 1379; Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Theodor Heynemann, 19.6.1945, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 13) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 64.
- 14) Ebd., S. 78.
- 15) Ebd., S. 104. Zu Zwangssterilisationen (in Hamburg) vgl. auch Christiane Rothmaler: Sterilisationen nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933. Eine Untersuchung zur Tätigkeit des Erbgesundheitsgerichtes und zur Durchführung des Gesetzes in Hamburg in der Zeit zwischen 1934 und 1944, Husum 1991; Hendrik van den Bussche (Hg.): Medizinische Wissenschaft im „Dritten Reich“. Kontinuität, Anpassung und Opposition an der Hamburger Medizinischen Fakultät (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 5), Hamburg/Berlin 1989, S. 282-288; Gisela Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, 48), Opladen 1986; Friedemann Pfäfflin: Zwangssterilisation in Hamburg. Ein Überblick, in: Angelika Ebbinghaus/Heidrun Kaupen-Haas/Karl Heinz Roth (Hg.): Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich, Hamburg 1984, S. 26-29.
- 16) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 104f.
- 17) Zitiert bei ebd., S. 107.
- 18) Prof. Dr. Heynemann (Universitäts-Frauenklinik) an Unterrichtsbehörde, Abteilung Hochschulwesen, 30.9.1936, in: StAHH, 361-5 II, Ae 23. Vgl. Hendrik van den Bussche/Friedemann Pfäfflin/Christoph Mai: Die Medizinische Fakultät und das Universitätskrankenhaus Eppendorf, in: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. Teil III: Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät, Medizinische Fakultät, Ausblick, Anhang (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 3/III), Berlin/Hamburg 1991, S. 1259-1384, hier S. 1329.
- 19) Zitiert bei Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 110.
- 20) Ebd.
- 21) Stefanie Westermann: Verschwiegenes Leid. Der Umgang mit den NS-Zwangssterilisationen in der Bundesrepublik Deutschland, Köln/Weimar/Wien 2010, S. 50; Bock, Zwangssterilisation, S. 380.
- 22) BAArch, R 9361-VII / IX KARTEI, Karteikarte „Heynemann, Theodor“; Prof. Dr. Heynemann (Universitäts-Frauenklinik und Poliklinik) an Staatsverwaltung der Hansestadt Hamburg, Hochschulwesen, 24.8.1939, in: StAHH, 361-6, IV 1379. In seiner Entnazifizierung gab Heynemann dagegen einen Beitritt zum

- 15.3.1938 an; vgl. Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Theodor Heynemann, 19.6.1945, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 23) Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Theodor Heynemann, 1.3.1946, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 24) Karl Witt (Präsident der Kultur- und Schulbehörde) an die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Kultur- und Schulbehörde, 8.5.1937, in: StAHH, 361-5 II, Pa 4; Liste der das Hochschulwesen betreffenden Anträge auf Aufnahme in die NSDAP, in: ebd.
- 25) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 115-121.
- 26) Ebd., S. 139f. Außerdem war er 1938 erneut (nach 1925/26) Vorsitzender der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe; vgl. 75 Jahre Nordwestdeutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe 1909 bis 1984, Hamburg 1984, S. 44.
- 27) Fragebogen Military Government of Germany, ausgefüllt von Theodor Heynemann, 1.3.1946, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 28) Senator Landahl (Schulverwaltung, Hochschulabteilung), an Professor Dr. Heynemann, 20.8.1945, in: StAHH, 361-6, IV 402; Fragebogen Action Sheet betr. Prof. Dr. med. Theodor Heynemann, 11.3./17.4.1946, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 29) Vermerk Sekretariat des Staatskommissars, Sonderausschuß, 13.3.1950, in: StAHH, 221-11, Ed 3835.
- 30) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 124.
- 31) Schulbehörde, Hochschulabteilung, an Dekan der Medizinischen Fakultät über den Rektor der Universität Hamburg, 7.4.1948, in: StAHH, 361-6, IV 402; Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 128-133.
- 32) Ebd., S. 141f.; Pieper, Heynemann, S. 166.
- 33) Abschied von einem großen Arzt, in: Hamburger Abendblatt, 21.12.1951, S. 3.
- 34) Mediziner wurde durch Straßennamen geehrt, in: Hamburger Abendblatt, 16.3.1960; Bedeutender Arzt geehrt, in: Hamburger Abendblatt, 15.11.1960, S. 3; Vgl. StAHH, 731-8, A 758 Heynemann, Theodor; Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 137.
- 35) Ehrung für große Ärzte, in: Hamburger Abendblatt, 13.6.1967, S. 4.
- 36) Vgl. Henning Tümmers: Anerkennungskämpfe. Die Nachgeschichte der nationalsozialistischen Zwangssterilisationen in der Bundesrepublik (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Band 11), Göttingen 2011.
- 37) Quellmann, Theodor Friedrich Ernst Heynemann, S. 137; Neue Namen gesucht, in: Hamburger Wochenblatt, Ausgabe Langenhorn, 28.4.2015.
- 38) Das Geheimnis der Nr. 26, in: Hamburger Abendblatt, 27.1.2016, S. 14. Vgl. Hannes Stepputat: Die Straßen der NS-Ärzte, in: taz Nord, 24.1.2018.